

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



»Die gesamte Bewegung des Buches gleicht einem ungeheuren KraterEinsturz«, schrieb Walter Benjamin über den Roman »Der Idiot«, der 1868 als zweiter der großen »Romantragödien« Dostojewskijs erschien. Im Mittelpunkt steht Fürst Myschkin, ein tragischer Don Quijote, der als »wahrhaft guter Mensch« über die dünne Kruste wandelt, unter der die Themen der Zeit widerhallen.

Myschkin kehrt von einem Sanatoriumsaufenthalt in der Schweiz nach St. Petersburg zurück. Im Zug lernt er Rogoschin kennen, der von seiner Leidenschaft zu Nastassja Filippowna erzählt, einer »gefallenen Frau«. Rogoschin zieht ihn in ein Dreieck: Aus den sich auf ihn zustürzenden Ansprüchen kann sich Fürst Myschkin nicht mehr befreien, noch kann er Rogoschin von einem Mord zurückhalten. Am Ende ist Myschkin wie vor dem Sanatoriumsaufenthalt ein »Idiot«, ein heiliger Narr, der dem 19. Jahrhundert und uns einen Spiegel vorhält.

»Dostojewskijs Stimmen sprechen jetzt«, urteilte die Kritik über Swetlana Geiers Neuübersetzung von »Verbrechen und Strafe«. Dostojewskij charakterisiert seine Figuren nicht durch lange Beschreibungen, sondern durch ihre Sprechweisen. Mit großem sprachlichem Einfühlungsvermögen gelingt es Swetlana Geier, für diese Idiome deutsche Entsprechungen zu finden.

Für *Swetlana Geier* bedeutete Leben Übersetzen. Nach dreißig Jahren krönte sie ihr Werk mit der Übertragung der fünf großen Romane Dostojewskijs, die aus der Weltliteratur nicht wegzudenken sind. Sie entdeckte in ihnen einen Chor aus Stimmen, den ihre Übersetzungen dem deutschen Leser zum ersten Mal hörbar machte. Unzählige Male wurden sie auch auf deutschen Bühnen aufgeführt. Über ihr Leben drehte Vadim Jendreyko den preisgekrönten Film »Die Frau mit den fünf Elefanten«. – 1923 in Kiew geboren, starb sie 2010 in Freiburg.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

Fjodor Dostojewskij

DER IDIOT

Roman

*Aus dem Russischen von
Swetlana Geier*

FISCHER Klassik

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerverlag.de



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, April 2021

Ungekürzte Ausgabe

Swetlana Geiers Neuübersetzung von »Der Idiot«
erschien erstmals 1996 im Ammann Verlag & Co., Zürich.

Für diese Ausgabe:
© 2010 S. Fischer Verlag GmbH, Hedderichstr. 114,
D-60596 Frankfurt am Main

Digitale Satzrekonstruktion: pagina GmbH, Tübingen

Umschlaggestaltung: kreuzerdesign | München Rosemarie Kreuzer
Umschlagabbildung: Félix Vallotton, »Zugefrorener Kanal und Brücke
nahe der Eremitage in St. Petersburg«, 1913 / akg-images, Berlin
Satz: pagina GmbH, Tübingen
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-90729-8

ERSTER TEIL

I

ENDE November, bei Tauwetter, gegen neun Uhr morgens, näherte sich ein Zug der Petersburg–Warschauer-Eisenbahnlinie mit Volldampf Petersburg. Es war so feucht und neblig, daß es nur zögernd hell wurde; aus den Waggonfenstern ließ sich auf zehn Schritt rechts und links vom Bahndamm kaum etwas erkennen. Ein Teil der Reisenden kehrte aus dem Ausland zurück; aber am stärksten besetzt waren die Abteile dritter Klasse, und zwar durchweg von kleinen Leuten und Geschäftsreisenden, die nicht von sehr weit her kamen. Alle waren, verständlicherweise, müde, alle hatten nach dieser Nacht schwere Lider, alle fröstelten, alle Gesichter waren blaßgelb von der Farbe des Nebels draußen.

In einem der Waggons dritter Klasse fanden sich, als es zu tagen begann, zwei Reisende einander gegenüber, beide auf den Fensterplätzen – beide jung, beide so gut wie ohne Gepäck, beide nicht gerade elegant gekleidet, beide mit ziemlich bemerkenswerten Gesichtern und beide mit dem Wunsch, endlich miteinander ins Gespräch zu kommen. Wenn beide gewußt hätten, was an ihnen in diesem Augenblick bemerkenswert war, dann hätten sie sich natürlich gewundert, daß der Zufall sie sonderbarerweise in denselben Waggon dritter Klasse der Petersburg–Warschauer-Eisenbahnlinie einander gegenüber gesetzt hatte. Der eine war gerade noch mittelgroß, etwa siebenundzwanzig, mit krausem, beinahe schwarzem Haar und kleinen grauen, jedoch feurigen Augen. Seine Nase war breit und platt, er hatte hohe Backenknochen und schmale Lippen, die sich unentwegt zu einem dreisten, spöttischen und sogar boshaften Lächeln verzogen; aber seine Stirn war hoch, wohlgeformt und hielt der unedel entwickelten unteren Gesichtspartie die Waage. Besonders auffallend

an diesem Gesicht war seine tödliche Blässe, die der ganzen Physiognomie des jungen Mannes etwas Ausgezeichnetes verlieh, ungeachtet seines ziemlich kräftigen Körperbaus, gleichzeitig aber auch etwas Leidenschaftliches, gequält Leidenschaftliches, das mit dem unverschämten, rohen Lächeln und dem scharfen, überheblichen Blick keineswegs harmonierte. Er trug einen warmen, weit geschnittenen schwarzen Tuchmantel, der mit Lammfell gefüttert war, und hatte die Nacht über nicht gefroren, während sein Gegenüber alle Wonnen einer feuchten russischen Novembernacht, mit der er offensichtlich nicht gerechnet hatte, auf seine durchgefrorenen Schultern hatte nehmen müssen. Er war in einen ziemlich weiten, ärmellosen und dicken Mantel mit riesiger Kapuze gehüllt, wie sie oft von Reisenden im Winter getragen werden, irgendwo im fernen Ausland, in der Schweiz zum Beispiel oder in Norditalien, wo man nicht mit solchen Entfernungen rechnen muß wie der von Eydtkuhnen bis Petersburg. Aber das, was in Italien passend war und vollkommen genügte, erwies sich nur bedingt passend in Rußland. Der Besitzer des Kapuzenmantels war ein junger Mann von ebenfalls sechs- oder siebenundzwanzig Jahren, etwas mehr als mittelgroß, mit hellblondem, dichtem Haar, eingefallenen Wangen und einem leichten, spitzen, fast völlig weißen Bärtchen. Seine Augen waren groß, blau und aufmerksam; ihr Blick war sanft, aber auch schwer, mit jenem merkwürdigen Ausdruck, an dem manche Menschen sofort den Epileptiker erkennen. Das Gesicht des jungen Mannes war angenehm, feingeschnitten, schmal und trocken, aber farblos und im Augenblick sogar blau vor Kälte. Auf seinen Knien schaukelte ein dürftiges Bündel, in einen alten, verblichenen Foulard eingeschlagen, offenbar sein einziges Gepäckstück. An den Füßen trug er Schuhe mit dicken Sohlen und Gamaschen – alles nicht nach russischer Art. Der schwarzhaarige Nachbar im gedeckten Lammpelz betrachtete dies alles eingehend, zum Teil aus Langeweile, und fragte schließlich mit jenem

ungenierten Lächeln, in dem mitunter das rücksichtslose und herablassende Behagen angesichts des Mißgeschicks des Nächsten zum Ausdruck kommt:

»Kalt?«

Und er hob die Schultern.

»Sehr«, antwortete der Nachbar außerordentlich bereitwillig, »und dabei haben wir auch noch Tauwetter. Wie wäre es erst bei Frost; ich hatte nicht gedacht, daß es bei uns so kalt ist. Ich wußte es nicht mehr.«

»Sie kommen aus dem Ausland? Oder?«

»Ja, aus der Schweiz.«

»P-f-f-f-f, da hat es Sie aber weit verschlagen! ...«

Der Schwarzhaarige stieß einen kurzen Pfiff aus und lachte laut.

Die Unterhaltung kam in Gang. Die Bereitwilligkeit des blonden jungen Mannes im Schweizer Mantel, auf sämtliche Fragen seines dunklen Nachbarn einzugehen, war erstaunlich und völlig arglos, obwohl manche herablassend, deplaziert und müßig waren. Unter anderem ließ sich seinen Antworten entnehmen, daß er in der Tat lange Zeit außerhalb Rußlands verbracht hatte, über vier Jahre, und daß er krankheits halber ins Ausland geschickt worden war; es hatte sich um ein eigentümliches Nervenleiden gehandelt, ähnlich der Epilepsie oder dem Veitstanz, begleitet von Muskelzuckungen und Krämpfen. Der Dunkle grinste mehrmals beim Zuhören; und er lachte laut, als auf seine Frage: »Haben die's kuriert?« der Blonde antwortete: »Nein, sie haben es nicht kuriert.«

»He! Hat Sie bestimmt 'ne Menge Geld gekostet! Für nichts und wieder nichts, aber wir glauben ja denen da drüben«, bemerkte der Dunkle gehässig.

»Wahr und wahrhaftig!« mischte sich ein Mitreisender ins Gespräch, der neben ihm saß und ein in seinem Amt verkrusteter subalternen Beamter sein mochte, schlecht gekleidet, etwa vierzig Jahre alt, von kräftiger Statur, mit roter Nase und einem Gesicht voller Mitesser. »Wahr und wahr-

haftig, die ziehen nur für nichts und wieder nichts alle russische Kraft zu sich herüber.«

»Oh, in meinem Fall irren Sie sich aber«, widersprach der Patient aus der Schweiz mit sanfter und versöhnlicher Stimme. »Freilich, ich kann Ihnen nicht widersprechen, denn ich weiß nicht alles, aber mein Arzt hat mir von seinem eigenen Geld auch diese Reise bezahlt und hatte mich vorher beinahe zwei Jahre dort auf seine Kosten leben lassen.«

»Wieso, gab's denn keinen, der für Sie zahlte?« fragte der Dunkle.

»Nein, Herr Pawlistschew, der für meinen Unterhalt aufkam, ist vor zwei Jahren gestorben. Ich habe dann hierher geschrieben, an die Generalin Jepantschina, meine entfernte Verwandte, aber keine Antwort erhalten. Und so komme ich hierher.«

»Hierher? Wohin denn?«

»Sie meinen, wo ich absteige? ... Ich weiß es noch nicht, wirklich ... Ich ...«

»Sie wissen's noch nicht?«

Darauf brachen beide Zuhörer von neuem in Lachen aus.

»Und in diesem Bündel is' wohl Ihr ganzes Hab und Gut?« fragte der Dunkle.

»Wetten, daß es so ist«, fiel der rotnasige Beamte mit höchst zufriedener Miene ein, »und daß die Gepäckwagen keine weiteren Koffer mitführen, obwohl Armut keine Schande ist, was nicht unbemerkt bleiben darf.«

Es erwies sich, daß es sich wirklich so verhielt: Der blonde junge Mann hatte es ungewöhnlich eilig, es zu bestätigen.

»Trotz und alledem kommt Ihrem Bündelchen eine gewisse Bedeutung zu«, fuhr der Beamte fort, nachdem beide sich satt gelacht hatten (bemerkenswerterweise hatte auch der Besitzer des Bündelchens bei ihrem Anblick schließlich in das Lachen eingestimmt, was ihre Heiterkeit noch erhöhte), »auch, wenn man wetten kann, daß es weder Gold noch ausländische Rollen mit Napoléons d'or, noch Friedrichs d'or

oder gar holländische Dukaten enthält, worauf schon allein Ihre Gamaschen schließen lassen, die Ihre ausländischen Schuhe umhüllen, aber ... wenn man zu Ihrem Bündelchen eine solche Verwandte wie etwa die Generalin Jepantschina hinzuaddieren könnte, dann würde auch diesem Bündelchen eine andere Bedeutung zukommen, vorausgesetzt, daß die Generalin Jepantschina in der Tat Ihre Verwandte ist und Sie keinem Irrtum erlegen sind, etwa aus Zerstretheit ... was einem Menschen sehr, sehr leicht passieren kann, aus ... sagen wir ... aus ... einem Übermaß an Phantasie.«

»O ja, Sie haben es wieder getroffen«, beeilte sich der blonde junge Mann zu bestätigen, »ich bin in der Tat fast so gut wie einem Irrtum erlegen, das heißt, sie ist fast keine Verwandte von mir; so wenig sogar, daß ich damals keineswegs erstaunt war, daß man mir nicht dorthin zurückschrieb. Ich hatte es nicht anders erwartet.«

»Sie haben das Geld für das Porto umsonst ausgegeben. Hm! ... Jedenfalls sind Sie gutherzig und aufrichtig, und solches ist lobenswert. Hm! ... General Jepantschin ist uns wohlbekannt, schon deshalb, weil er eine allgemein bekannte Persönlichkeit ist; und der selige Herr Pawlistschew, der für Ihren Unterhalt in der Schweiz aufgekommen ist, ebenfalls, das heißt, wenn es sich um Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew handelt, es gab nämlich zwei Vettern dieses Namens. Der andere lebt heute noch auf der Krim, und Nikolaj Andrejewitsch, der Verstorbene, war ein angesehener Mann mit Beziehungen und besaß seinerzeit viertausend Seelen ...«

»Ganz richtig, er hieß Nikolaj Andrejewitsch Pawlistschew«, sagte der junge Mann und sah den Herrn Allwissend aufmerksam und interessiert an.

Solchen Herren Allwissend begegnet man gelegentlich, und gar nicht einmal so selten, in einer bestimmten Gesellschaftsschicht. Sie wissen alles, und ihre ganze unruhige Wißbegier und ihre Fähigkeiten bewegen sich unaufhaltsam in einer einzigen Richtung, freilich in Ermangelung bedeu-

tender Lebensinteressen und Anschauungen, wie ein moderner Denker sagen würde. Unter den Worten ›sie wissen alles‹ ist eine allerdings recht eng begrenzte Sphäre zu verstehen: bei welchem Amt dieser oder jener beschäftigt ist, mit wem er verkehrt, wie groß sein Vermögen ist, wo er Gouverneur war, mit welcher Geborenen er verheiratet ist, wie hoch die Mitgift seiner Gattin war, wer sein Cousin, wer sein Cousin zweiten Grades ist und so weiter, und so weiter, alles dieser Art. Meistenteils laufen diese Herren Allwissend mit durchgeschauerten Ärmeln herum und beziehen ein Gehalt von siebzehn Rubeln monatlich. Die Menschen, über die sie bis zum Schwarzen unter dem Nagel unterrichtet sind, könnten es sich nie erklären, welches Interesse sie leitet, während für viele von ihnen selbst ihr Wissen, das einer ganzen Wissenschaft gleichkommt, ein wirkliches Vergnügen bedeutet und ihnen ein Gefühl des eigenen Wertes, ja, sogar eine höhere geistige Genugtuung verschafft. Und es ist eine in der Tat verführerische Wissenschaft. Mir sind Gelehrte, Literaten, Dichter und Politiker begegnet, die in dieser Wissenschaft ihre tiefste Erfüllung und ihre Ziele gesucht, gefunden und sogar einzig dank ihr Karriere gemacht haben.

Während der ganzen Unterhaltung gähnte der dunkle junge Mann, starrte ziellos aus dem Fenster und wartete ungeduldig auf das Ende der Reise. Er war irgendwie zerstreut, irgendwie ganz besonders zerstreut, fast wie von einer Unruhe getrieben, mitunter wirkte er sonderbar: Bald hörte er zu, ohne zu hören, bald sah er hin, ohne zu sehen, und bald lachte er, ohne es zu wissen und ohne ersichtlichen Grund.

»Gestatten Sie, mit wem habe ich die Ehre ...?« fragte plötzlich der finnige Herr den blonden jungen Mann mit dem Bündelchen.

»Fürst Lew Nikolajewitsch Myschkin«, antwortete dieser augenblicklich mit größter Bereitwilligkeit.

»Fürst Myschkin? Lew Nikolajewitsch? Mir unbekannt. Sogar nie gehört«, sagte der Beamte nachdenklich, »das heißt,

ich meine nicht den Familiennamen, der Name ist historisch, in Karamsins Geschichte wird man ihn finden können und müssen, sondern die Person, und auch von dem Fürstenhaus Myschkin weiß man heutzutage nichts mehr, man hört nicht einmal mehr den Namen.«

»O ja, gewiß!« Der Fürst ging sofort darauf ein. »Es gibt ja heutzutage keine Fürsten Myschkin mehr außer mir; ich bin, glaube ich, der letzte. Und was die Väter und Großväter angeht, so waren manche aus unserer Familie Freisassen. Mein Vater allerdings war bei der Armee, Second-Lieutenant, nach der Offiziersschule. Ich weiß nur nicht, wie auch die Generalin Jepantschina eine geborene Prinzessin Myschkina sein soll, ebenfalls die Letzte ihres Geschlechts ...«

»He-he! Die Letzte ihres Geschlechts! He-he! Das haben Sie gut gesagt!« kicherte der Beamte.

Auch der Dunkle mußte lächeln. Der Blonde war etwas erstaunt, daß ihm ein wenn auch ziemlich dürftiges Wortspiel gelungen war.

»Stellen Sie sich vor, ich habe das gesagt, ohne mir etwas dabei zu denken«, erklärte er schließlich verwundert.

»Versteht sich, versteht sich«, stimmte der Beamte erheitert bei.

»Sagen Sie, Fürst, hab'n Sie auch Wissenschaften gelernt, dort, bei Ihrem Professor?« fragte plötzlich der Dunkle.

»Ja ... Ich habe ... gelernt.«

»Und ich hab' nie gelernt, gar nix.«

»Ich ja auch nur so, nur wenig«, ergänzte der Fürst, fast entschuldigend. »Wegen meines Leidens hielt man es nicht für möglich, mich systematisch zu unterrichten.«

»Kennen Sie die Rogoschins?« fragte der Dunkle rasch.

»Nein, ich kenne sie nicht, ganz und gar nicht. Ich kenne ja in Rußland kaum jemand. Sie sind ein Rogoschin?«

»Ja, bin ich, Rogoschin Parfjon.«

»Parfjon? Doch nicht etwa einer von jenen Rogoschins?« begann der Beamte mit besonderem Nachdruck.

»Ja, genau einer von jenen«, unterbrach ihn rasch und mit rücksichtsloser Ungeduld der Dunkle, der sich übrigens kein einziges Mal an den finnigen Beamten gewendet, sondern von Anfang an nur zu dem Fürsten gesprochen hatte.

»Aber ... wie geht denn das nur?« Der Beamte schien vor Staunen fast zu erstarren, und seine Augen quollen ihm geradezu aus dem Kopf, während sein ganzes Gesicht einen andächtigen und unterwürfigen, ja sogar erschrockenen Ausdruck annahm. »Doch nicht von Semjon Parfjonowitsch Rogoschin, dem erblichen Ehrenbürger, der vor einem knappen Monat verschieden ist und zwei und eine halbe Million Kapital hinterließ?«

»Un' woher willst du wissen, daß er zwei und eine halbe Million Kapital in bar hinterließ?« fiel ihm der Dunkle ins Wort, ohne auch dieses Mal den Beamten eines Blickes zu würdigen. »Sieh mal an!« (er zwinkerte dem Fürsten zu). »Un' was hab'n die davon, daß sie sofort um einen herum-schwänzeln? Aber stimmt, mein Alter is' tot, un' ich komme aus Pskow 'nen Monat später so gut wie ohne Stiefel nach Hause. Weder der Lump von Bruder noch meine Mutter hab'n mir Geld oder 'ne Nachricht geschickt – nix! Bin ich vielleicht 'n Hund? Ich hab' in Pskow 'nen ganzen Monat lang mit Wechselfieber im Bett gelegen! ...«

»Und nun gilt es, auf einen Schlag ein Milljönchen und noch einiges darüber in Empfang zu nehmen, mindestens, o Gott!« Der Beamte schlug die Hände zusammen.

»Jetzt sag mir doch einer, was das den da angeht!« rief Rogoschin abermals gereizt mit einer wütenden Kopfbewegung in seine Richtung. »Denn du kriegst von mir nich' 'ne einzige Kopeke, un' wenn du vor mir auf den Händen läufst!«

»Mach' ich, ich lauf' auf den Händen!«

»Sieh mal an! Un' ich geb' dir nix, gar nix, kannst ruhig 'ne ganze Woche vor mir tanzen!«

»Du brauchst mir nichts zu geben! Geschieht mir recht; nichts brauchst du mir zu geben! Ich werde trotzdem tanzen.

Weib und Kind werde ich verlassen, nur um vor dir zu tanzen. Gönn's mir, gönn's mir!«

»Pfui Teufel!« Der Dunkle spuckte aus. »Vor fünf Wochen bin ich genauso wie Sie«, er wandte sich an den Fürsten, »mit 'nem kleinen Bündel vorm Vater nach Pskow getürmt, zur Tante: un' dort hat mich's hitzige Fieber umgehauen, der aber is' ohne mich gestorben. Der Schlag hat ihn getroffen. Gott hab ihn selig, aber damals fehlte nich' viel und er hätt' mich totgeschlagen! Sie können's mir glauben, Fürst, bei Gott! Wär' ich damals nich' getürmt, hätt' er mich bestimmt totgeschlagen.«

»Haben Sie ihn irgendwie erzürnt?« fragte der Fürst, der mit ganz besonderer Neugier den Millionär im Lammpelz betrachtete. Wenn auch eine Million und eine Erbschaft schon an und für sich etwas Beachtenswertes darstellten, so war es doch noch etwas anderes, was den Fürsten in Erstauen versetzt und sein Interesse geweckt hatte; und auch Rogoschin war aus irgendeinem Grunde besonders viel an dem Fürsten als Gesprächspartner gelegen, obwohl eine Unterhaltung ihm eher ein mechanisches als ein moralisches Bedürfnis zu sein schien; es entsprang eher einer Zerstretheit als einer Offenherzigkeit; eher einer Erregung, einer Unruhe, bloß um jemand vor Augen zu haben und der Zunge freien Lauf zu lassen. Er machte den Eindruck, als habe er immer noch Wechselfieber, wenigstens Schüttelfrost. Und was den Beamten betraf, so verschlang er Rogoschin mit Augen, wagte kaum zu atmen, ließ sich kein Wort entgehen und wägte jedes einzelne, als suche er einen Brillanten.

»Erzürnt? Freilich hab' ich ihn erzürnt, und vielleicht hab' ich's verdient«, antwortete Rogoschin, »aber den größten Ärger machte mir der Bruder. Über unsere Mutter gib't's nix zu sagen, sie is' 'ne alte Frau, liest Heiligen-Leben, sitzt da, mit ihren alten Weibern, und sagt zu allem und jedem, was Bruder Senka dünkt, ja und amen. Aber warum hat er mir nie rechtzeitig einen Wink gegeben? Das durchschauen wir,

meine Herrschaften! Stimmt, ich lag damals bewußtlos da, sie sagen auch, sie hätten mir 'n Telegramm geschickt. Also kommt das Telegramm bei der Tante an. Die is' seit dreißig Jahren verwitwet und hockt von morgens bis abends mit Gottesnarren herum. 'ne richtige Nonne is' sie nich', aber was noch Schlimmeres. Also kriegt sie vor dem Telegramm 'nen Schrecken und läßt's ungeöffnet aufs Polizeirevier bringen, da liegt's bis auf den heutigen Tag. Konew, Wasilij Wasilijwitsch, war der einzige, der zu mir hielt, der hat mir alles im Brief geschrieben. Von dem Leichentuch aus Brokat, das auf Vaters Sarg lag, hat mein Bruder nachts die massiven Quasten abgeschnitten, reines Gold: ›Die kosten 'nen Haufen Geld.« Schon dafür könnt' er, wenn ich will, nach Sibirien kommen, denn das is' so was wie Kirchenschändung! He, du Vogel-scheuche!« wandte er sich an den Beamten. »Was sagt das Gesetz; is' das Kirchenschändung?«

»Kirchenschändung, jawohl, Kirchenschändung!« bejahte der Beamte eifertig.

»Un' dafür kommt man nach Sibirien?«

»Nach Sibirien, jawohl, nach Sibirien! Umgehend nach Sibirien!«

»Die glauben immer noch, daß ich krank bin«, fuhr Rogoschin fort, sich an den Fürsten wendend, »aber ich stieg heimlich, ohne 'n Wort zu verlieren, in die Eisenbahn und komm' nun angefahren: Mach die Türen auf, Bruder Semjon Semjonowitsch! Der hat mich beim seligen Vater schlechtgemacht, das weiß ich. Aber daß ich unsern Vater damals Nastassja Filippownas wegen in Rage gebracht habe, das stimmt. Das war ich selbst. Der Böse hat mich verleitet.«

»Wegen Nastassja Filippowna?« wiederholte der Beamte servil, während er zu überlegen schien.

»Die kennste doch nich'«, fuhr ihn Rogoschin ungeduldig an.

»Die kenn' ich doch«, trumpfte der Beamte auf.

»Von wegen! Gibt viele Nastassja Filippownas auf der